Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 47. 1897.

Junge Ehe.

Novelle von **L. Haidheim.**

(Fortsetzung.)

6. (Nachdruck verboten.)

Alles blühte und prangte in sommerlicher Herrlichkeit, als eines Morgens eine sehr blasse junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm, in Begleitung des Gefangenwärters, durch die weitläufigen Gänge des Gefängnisses schritt.

Es war Frieda, welche durch die Vermittelung des den Ellerdieks wohlgesinnten Anstaltsgeistlichen, der früher in der kleinen Landstadt eine Stelle begleitet hatte, ihren Mann heute wiedersehen sollte.

Die Kniee drohten ihr zu brechen, das Kind lag ihr bleischwer in den Armen, die entsetzten Augen sandten scheue Blicke umher.

„Nummer 284! Da wären wir. Und nun machen Sie mir nur kein Geschrei, in einer Viertelstunde hol' ich Sie ab."

Damit ließ der Mann sie eintreten in die enge Zelle.

Dietrich war von seinem Arbeitstisch aufgesprungen, wo er Düten klebte, und starrte ihr mit weit offenen Augen entgegen.

Sie durften sich schreiben, hatten aber diese Erlaubniß nur zu den kärglichsten Mittheilungen benutzt. Daß sie eines Tages kommen würde, wußte er also, nun war sie da.

Aber war sie es denn? Seine Frieda?

Erschrocken suchte er in dieser fremden, hageren Gestalt mit den eingesunkenen Schläfen und dem dünnen Haar sein Weib, sein hübsches, junges Weib zu erkennen.

Das Einbringen der Havelschwäne bei Frostwetter. (S. 371)

Auch das Kind war ihm fremd geworden. Es versteckte scheu sein Gesicht vor ihm.

„Frieda!"

„Dietrich!"

Sie gaben sich die Hand, scheu und kalt; es stand zwischen ihnen das Gefängniß und Frieda's Schuld, die noch nicht einmal eingestanden war.

„Und das ist der Junge?" sagte er. Heiß schoß ihm das Blut zum Kopfe.

„Das ist unser Diether. Gib dem Vater das Händchen."

Das Kind verstand noch nichts von solcher Mahnung, es wandte sich scheu wieder ab.

Sie sank, bebend an allen Gliedern, auf seinen Stuhl. Die enge Zelle, der Gedanke an das Gefängniß erstickten sie, und die zurückgedrängten Thränen flossen wider ihren Willen.

„In zwei Monaten bin ich frei," sagte er. „Weine doch nicht so, ich habe doch nicht gestohlen. In der Wuth thut Einer 'mal, was er von sich selbst nicht gedacht hätte."

„Ach, Dietrich — ach, Dietrich!" Sie schluchzte krampfhaft.

„Ja, ich weiß wohl, ich bin ein elender Kerl, andere Leute müssen mir Weib und Kind ernähren," grollte er und wußte nicht, galt seine aufkochende Wuth ihm selbst oder ihr.

„Ellerdieks sind so gut! Ich soll Dich auch vielmals grüßen. Onkel meint, Du solltest hinkommen und sein Geschäft übernehmen. Du verständest ja was von den neuen Moden, sie sprechen in der Stadt, ob sie Elektrizität wollen. Da hättest Du gleich Arbeit."

„So? Wer will mich denn schon? Einen Sträfling! Nach Amerika, das wird wohl das Beste für mich sein."

„Dietrich!? Nach Amerika? Wir haben ja kein Geld zur Ueberfahrt. Nichts, nichts!"

„Ich kann als Heizer hinüber, da verdiene ich gleich noch was," sagte er hart und verbissen.

„Und ich? Das Kind? O, um Gott, Dietrich, Du willst uns verlassen?"

Zitternd, kaum gehaucht, kam die Frage.

„Du wirst mich nicht entbehren, und einen Vater, der gesessen hat — na, damit kann der Junge auch keinen Staat machen."

„Dietrich! Sag' nein — sag' nein! Das willst Du nicht thun?" Sie stürzte vor ihm auf die Kniee.

Aber es war ihm eine wilde Lust, sie zu quälen und zu ängstigen.

„Du wirst schon wissen, zu Gelde zu kommen!" zischte er mit lodernden Augen ihr zu.

„Barmherziger Gott! Was denkst Du? O, Dietrich, schlag' mich todt, thu' mit mir, was Du willst, nur vergib es mir!"

„Was soll ich dir vergeben, Weib?"

Sie griff nach seinen zu Fäusten geballten Händen.

„Ich will's bekennen," keuchte sie, „ich will es Dir sagen! Du magst dann weggehen nach drüben, denn gut kann es zwischen uns nie wieder werden. Du traust mir nie wieder!"

Er starrte sie sprachlos an, ihre umklammernden Hände wollte er abschütteln, wie im Ekel.

„Das Geld hab' ich Dir gestohlen, der fremde Herr brachte drei Hundertmarkscheine, und ich gab Dir nur zwei davon, mit dem einen bezahlte ich die Schulden!"

Als ob ihm Schuppen von den Augen fielen, war ihm zu Muthe.

„Du? Ist das wahr?"

„Frag' den Herrn! Schreib' ihm, wenn Du mir nicht glaubst! Er hat ja seine Karte dagelassen, daß Du in der Noth an ihn schreiben solltest."

„Frieda! Ist das wahrhaftig wahr?"

„Es ist wahrhaftig wahr! Was Anderes — Schlechteres —? O Dietrich, das konntest Du mir doch nicht zutrauen?"

Er nahm ihr das Kind ab, küßte und herzte es, als sähe er es jetzt erst; dann legte er es auf sein Lager und küßte sie.

„Und Du bist nicht böse?" fragten ihre Augen; ihr Mann blieb stumm.

Er faßte sich rasch; zu weich durfte sie ihn nicht sehen.

„Du hast uns in viel Unglück und Leid gebracht, Frieda!"

„Ich habe es bereut, Dietrich, und so schrecklich schwer gebüßt. Die Krankheit war Gottes Strafe! Vergib mir, mein lieber, armer Mann. Um meinetwillen bist Du ja hier!"

Weinend lagen sie einander in den Armen.

Der Schließer klirrte mit seinen Schlüsseln und trat ein.

„Ach, nur noch zehn Minuten!" bat die junge Frau mit flehend erhobenen Händen.

„Na — nur zu!" gab er gutmüthig nach.

Doch auch diese flogen allzu schnell dahin.

Schluchzend trennten sie sich.

So sehr hatten sie einander nie geliebt, wie heute.

7.

Auch noch einen anderen Besuch empfing Dietrich, kaum zwei Wochen später.

Sein alter Meister war es, Vater Ellerdiek.

„Höchstselbst!" lachte der Brave, als er das Erstaunen seines einstigen Lehrlings sah. „Höchstselbst!"

Und dann spreizte er sich, setzte seine dünnen Beine gravitätischer als je nach auswärts und warf den Kopf stolz in den Nacken.

So hatte Dietrich ihn nie gesehen.

„Das glaub' ich schon," sagte wichtig der Alte. „Alle Tage wird man auch nicht ein solches Geschäft machen! Meinen Garten hab' ich verkauft! — Zweitausend Mark theurer, als mir je geboten wurde! — Fünfhundert gleich als Handgeld bekommen — nun ist alle Noth zu Ende!"

„Den Garten? An die Eisenbahn, Meister?"

„I, werd' ich so dumm sein? Ich habe ihn an den Doktor Maurus verkauft, und der verkauft ihn an die Eisenbahn. Auf so etwas muß man erst kommen, mein Sohn! Die schachern und handeln und dingen, die Herren, daß Einem noch ein Stück Fell mit über die Ohren gezogen wird. Ich habe Glück gehabt! Alles hat so kommen sollen. Stell' Dir vor, als ich die Frieda und das Kind und unsere Mutter nach Hause haben will und fahre hierhin, da lerne ich im Wagen einen sehr angenehmen, verständigen Herrn kennen, der sich Doktor Maurus nennt. Wir reden so von Diesem und Dem, auch von der Eisenbahn und meinem Garten. Na, da hat der mir denn die Augen aufgeknöpft! Der kannte Alles und hat mich riesig gelobt, daß ich so schlau gewesen, nicht zuzuschlagen. — Und kurz und gut, er kommt dann vor einer Woche zufällig wieder zu uns, besucht mich und schlägt mir vor, ihm das Grundstück zu verkaufen. Ich denke, mich rührt der Schlag, als er sagt: „Und nun wollen wir, wie Ehrenmänner, ohne zu markten und zu feilschen, den Preis machen." Und bietet mir ohne Weiteres zweitausend Mark mehr, als die Bahn. — Na, ob ich einschlug! Denn weißt Du, Dietrich — so nah mir's geht — die Noth zwingt mich; und nachher — wovon sollt ihr, Du und Frieda, einen Anfang machen?"

„Meister — Meister!" stammelte Dietrich ganz überwältigt.

„Na, unser Ziehkind ist sie doch 'mal, und Mutter hat gesagt: „Der Dietrich ist mein Junge, behalte Du Deine Frieda!" — Der alte Mann lachte ganz glückstrahlend.

Dann erzählte er, daß Herr Doktor Maurus und er eben den Verkauf notariell gemacht hätten, und daß er nun nur noch für Mutter eine kleine Ueberraschung einkaufen wolle. Daß er auch daran dachte, Frieda zu beschenken, sagte er in seiner Bescheidenheit gar nicht. „Und mit dem Fünfuhrzuge geht's dann nach Hause. Ich bin jetzt ein gemachter Mann. Doktor Maurus meint, wir Beide sollten eine Lampenfabrik anlegen, Dietrich! Ueberleg' es Dir 'mal."

Damit schied er und ließ den Gefangenen zurück in fiebernder Freiheitssehnsucht, mit tausend Plänen und sich kreuzenden Gedanken und guten Vorsätzen.

Bei Gott, er wollte es den alten Leuten lohnen, was sie an ihm und den Seinen thaten! Wie einen Sohn behandelten sie ihn; wie ein Sohn wollte er ihnen dienen und unterthan sein, solange sie lebten!

Das Städtchen war schon wieder leer von Sommerfremden, die letzten Nachzügler reisten ab und in allen Häusern sorgten die fleißigen Hausfrauen dafür, die benutzten Räume und Geräthe wieder in Ordnung und Sauberkeit zu bringen, um dann bis zur nächsten Saison ihre „guten Stuben" zuzuschließen.

Nur Mutter Ellerdiek konnte sich dem gewohnten Fleiß dieses Jahr nicht hingeben, wie sonst.

Ihr Mann machte ihr Sorge; er schlief nicht, er befand sich in einer seltsamen Unruhe, deren Ursache er nicht zu kennen behauptete, obwohl sie ihm ansah, er log. Er lief jeden Tag mehrere Male nach seinem ehemaligen Garten, als fürchte er, er verschwinde jetzt wirklich von der Erde.

Sie begriff dieses Gefühl so gut. Aber daß er, der sich stolz seines guten Handels gerühmt hatte, nun so weichmüthig sein würde, das überraschte sie doch.

Mit Schrecken sah sie, er wurde blaß und magerte ab.

Was ging mit dem Vater vor?

Zum Glück nahm ihr Frieda alle häusliche Arbeit jetzt ab. So zog sie sich also an und spazierte mit ihrem Manne hinaus nach seinem ehemaligen Garten.

Wahrhaftig! Da rissen sie schon die alte Hecke nieder, da fuhren sie auf Karren schon Steine heran, und dort — jeder Axthieb ging ihnen durch's Herz — schlugen zwei Männer die Obstbäume um.

Nun war's Thatsache! Nun war's so weit!

Zitternd setzten sie sich auf die Stufen des Gartenhäuschens.

„Ja, ja, das geht so in der Welt! Sie wird alle Tage alt und wieder jung. Sie sind wohl der einstige Besitzer?" sagte eine fette Stimme neben ihnen.

Um das Häuschen herum war ein wohlgenährter Herr in den vierziger Jahren getreten, mit groben, energischen Zügen.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „die Ecke da bleibt; da will ich eine Kegelbahn errichten."

„Sie? Eine Ke—gel—bahn? Die Eisenbahn meinen Sie wohl?" fragten Mann und Frau durcheinander.

Der Fremde lachte. „Nein, ich meine genau das, was ich sage; mein neues Restaurant kommt hierher, und die alten Linden und Buchen sollen die Kegelbahn beschatten."

„Aber die Eisenbahn?" fragte ganz scheu der alte Ellerdiek.

„Die hat doch mit meinem Restaurant nichts zu thun? Der Bahnhof kommt gerade gegenüber; ich habe eine famose Lage für mein Restaurant!"

„Aber Herr Doktor Maurus sagte doch —"

„Doktor? Der ist so wenig ein Doktor, wie ich und Sie!"

„Er sagte doch, die Eisenbahn — er hat

mir meinen Garten für die Eisenbahn abgekauft."

„Wie viel hat er Ihnen gegeben, wenn ich fragen darf?"

„Fünfhundert —"

„Nein, ich meine die Kaufsumme?" erklärte der Andere.

Ellerdiek nannte sie; immer mit ganz verwirrtem Gesichtsausdruck. Er konnte offenbar den Hergang nicht begreifen.

„Donnerwetter! So viel? Na, Sie machen Spaß, alter Herr!" fuhr der Andere herum und sah ihn groß an.

„Keineswegs. Es war allerdings ein guter Handel!" antwortete der Alte.

„Und ob es das war! Aber das versteh' der Kukuk! Wie kommt er dazu?"

„Er bot mir die Summe sofort, fünfhundert Mark Anzahlung. Er meinte, feilschen und schachern wollten wir als ehrliche Männer nicht."

„So? Das versteh' ich nicht," murmelte der jetzige Besitzer des Grundstücks, dem es nun erst einfiel, daß sie sich einander nicht genannt hatten.

„Rohrschacht," nannte er seinen Namen.

„Ellerdiek, Klempnermeister, Ihnen zu dienen," erwiederte dieser nach alter Mode.

Dabei fiel ihm aber der Blick des Herrn Rohrschacht auf und ebenso seiner Frau, die plötzlich ganz erschreckt fragte: „Ist da was nicht in Ordnung, Herr?"

„O nein! O bewahre!"

„Ach Gott, es wird doch Alles seine Richtigkeit haben?" rief sie noch bestürzter.

„Nun, sehen Sie zu, daß Sie Ihr Geld kriegen, lieber Herr und Madame, weiter kann ich nichts sagen."

„Meine Ahnung!" murmelte Ellerdiek und wurde kreideweiß.

„Ahnung?" schrie die Frau auf.

„Kommen Sie 'mal mit, der Sache wollen wir doch gleich auf den Grund gehen," sagte Herr Rohrschacht.

Indeß er rasch voranschritt, folgten sie ganz zitternd. Ellerdiek schleppte sich nur mühsam weiter, seine Frau stützte ihn.

Sie gingen hinüber nach dem Platze, der eben zum dereinstigen Bahnhof abgesteckt wurde.

„Ist der Herr Baurath noch zu sprechen?" fragte Rohrschacht.

„Dort im Bauschuppen!" wies man sie seitwärts.

In dem eben erst über Mannshöhe aus dem Boden ragenden Neubau fanden sie einen alten Herrn inmitten mehrerer junger Beamten.

Er kannte Rohrschacht, brach bald ab, und dieser trug ihm den Fall vor.

„Da ist ein Betrug im Werke! Eine solche Summe! Weit über den Werth!"

„Hat er Ihnen Sicherheit gegeben?" fragte der Baurath Ellerdiek.

„Ja. Fünfhundert Mark," sagte dieser einfältig, obwohl er selbst wußte, wie dumm die Antwort war. Er konnte aber keinen vernünftigen Gedanken fassen.

„Das Beste ist, Sie fahren gleich nach Berlin und wenden sich an einen tüchtigen Advokaten. Wenn noch was zu retten ist — dieser Maurus gilt für ein ganz unehrliches Subjekt. Zu beweisen ist ihm indessen bis jetzt nichts."

„Darf ich den Herrn Baurath auf diese Notiz aufmerksam machen?" trat einer der jungen Beamten, eine Zeitung in der Hand, näher.

Da stand's. Der Baurath las es vor:

„Es verlautet, der Gütermakler Maurus sei mit erheblichen veruntreuten Geldsummen flüchtig geworden. Die „Nordstädtische Baugesellschaft" soll schwere Einbuße dadurch erleiden."

Den Nachsatz hörte Ellerdiek nicht mehr. Mit einem Schrei sank er zu Boden.

Die Bestätigung des Unheils blieb nicht aus. Im Interesse der unglücklichen alten Leute hatten die Baubeamten telegraphische Erkundigungen eingezogen; auch Rohrschacht nahm lebhaften Antheil an der Klarstellung der Sachlage.

Maurus war seit vorgestern Abend unsichtbar, bedeutende Summen fehlten im Depot der Bauvereinskasse.

Was Ellerdiek betraf, so schien das Geschäft mit diesem ein sogenannter Gelegenheitskauf. Die schwatzhafte Offenheit des Alten mochte dazu den ersten Anlaß gegeben haben. Sobald Maurus sich im Besitz des Grundstücks sah, hatte er es zu einem durchaus angemessenen Preise an eine Vereinigung von Grundspekulanten gegen Bar überlassen.

In Anbetracht der größeren entwendeten Summen sei Ellerdiek's Verlust kaum der Rede werth, sagten die Leute.

Für ihn war es Alles.

Der Garten fort — aus der Welt! Das Geld fort, von dem sie Alle leben mußten! „Mutter, wir müssen auch fort!" jammerte der alte Mann.

Ihm wurde sehr schlecht; dann verlor er zum zweiten Male das Bewußtsein, als eben Frieda mit dem Doktor, den sie geholt hatte, kam.

„Er ist sehr krank," sagte dieser und gab Verhaltungsbefehle, vor Allem forderte er die höchste Stille.

Frieda trug ihr Kind in den Stall zu den Ziegen, dort setzte sie den kleinen Diether in seinen Wagen und sorgte, daß er nicht herausfallen konnte. Das Kind blickte dann stundenlang still auf die sich bewegenden Thiere, während die beiden Frauen die Kammer des Ehepaares zum Krankenzimmer umwandelten.

„Sei still, Tante, gräme Dich nicht, Dietrich und ich sind jung, wir arbeiten für euch mit; ich bin ja schon wieder ganz kräftig, und er kommt in diesen Tagen frei," tröstete Frieda die bitterlich Weinende.

Abends gegen zehn Uhr klopfte es sachte an das Fenster über des Meisters Werktisch.

Dietrich war's. Frieda errieth es sogleich.

Er hatte bei Tag nicht durch die Stadt gehen mögen, so war er erst mit dem Achtuhrzug gefahren.

Auf den ersten Blick vermißte er den Meister. Darüber verlor sein Wiedereintritt in den häuslichen Kreis das Schmerzliche und Peinvolle, sie hatten davon ohnehin schon genug.

„Wo ist der Vater? — Krank? Krank? Und ich hatte mich so auf ihn gefreut!" rief er mit unterdrückter Stimme. „Wohl sehr krank? Wie seht ihr aus? Er ist doch nicht todt? — Nein? — Aber unser Junge, Frieda? Lebt er? — Gott sei Dank! — Nein, laß ihn schlafen. — Sagt mir, was ist mit dem Meister?"

Leise schlichen sie jetzt alle Drei an das Krankenbett.

„Er macht uns nicht viel Last! Bescheiden, wie sein ganzes Leben lang, liegt er auch jetzt da und fordert nichts," flüsterte seine Frau weinend.

Dietrich verstand nichts davon, aber so viel sah er doch, das war kein gesunder Schlaf, sondern der eines Schwerkranken, Bewußtlosen.

Trübe den Kopf schüttelnd, schlich er mit ihnen in die Stube zurück, und da erfuhr er denn das schreckliche Ereigniß und Alles, was sie in Erfahrung gebracht hatten.

Plötzlich sprang er auf. „Maurus? Nun weiß ich auch, warum mir der Name so bekannt vorkam!"

Sie fragten, was er denn meine.

„Das will ich euch sagen. Als ich hierher fuhr, gelüstete mich nicht nach Sprechen und Menschen. Ich hockte mich in eine Ecke nieder, vierter Klasse natürlich, und that, als schliefe ich. Neben mir saßen drei Männer und spielten Skat. Ihr Lachen und Auftrumpfen machte mich zuletzt ganz wild, sie hatten aber nicht Acht auf mich. Dann sprachen sie leiser von einem Maurus. In der Zeitung stände es schon, sagte Einer. Und ein Anderer meinte: „Jungens, denkt an mich, das ist viel zu früh für den Maurus — den packen sie doch wieder."

„Unsinn! Wer denkt an den kleinen holländischen Hafen?" sagte der Zweite, und der Dritte fügte hinzu: „Na — sie sind heutzutage verdammt schneidig! Und was das Schlimmste ist, Peter Frihling, der Falschspieler, ist gerade auch über —" Na, nun habe ich den Namen vergessen! Sie meinten, der wäre auch denselben Weg gegangen. Sie sagten noch, es läge drei Stunden von Amsterdam."

(Fortsetzung folgt.)

Das Einbringen der Havelschwäne.

(Mit Bild auf Seite 369.)

Einen besonderen Schmuck der weiten Havelseen zwischen Spandau und Potsdam bilden die Schwäne, die man im Sommer in allen waldigen Buchten und Abzweigungen des Flusses sieht. Sie sind Eigenthum der preußischen Krone und werden sorgsam gehegt und gepflegt. Während der warmen Jahreszeit führen sie in den Havelseen ein freies Leben; bedecken sich aber im Spätherbst die Wasserflächen mit Eis, so gerathen die schönen Thiere in Noth und würden umkommen, wenn man ihnen nicht zu Hilfe käme. Fischer aus den Haveldörfern werden dann, ehe das Wasser völlig zufriert, mit Wagen und Booten ausgesandt, die Schwäne einzufangen (siehe unser Bild auf S. 369). Man zieht sie mittelst eines Hakens in's Boot, fesselt sie und fährt sie nach Potsdam. Dort werden sie in das offene Wasser unter der Eisenbahnbrücke am königlichen Schlosse ausgesetzt und täglich zweimal vom Schwanenmeister gefüttert, bis die wärmeren Tage des Frühlings das Eis brechen und die Schwäne aus der Winterhaft wieder in die freien Buchten und zu ihren Brutstätten zurückschwimmen können.

Die neuentdeckten Goldlager am Klondyke.

(Mit Bild auf Seite 372.)

Wie einst die Goldfunde in Kalifornien und Australien, so haben in jüngster Zeit Nachrichten aus dem äußersten Nordwesten der Vereinigten Staaten und Kanadas die Abenteurer aller Länder in Aufregung gebracht. „Auf nach Klondyke!" ertönte der Ruf, und Tausende sind ihm, angelockt durch die dort gemachten Goldfunde, gefolgt. Das neue Dorado, an der Grenze Alaskas und Kanadas an einem Nebenflusse des Jukon gelegen, ist durchaus arktischer Natur, hat neun Monate Winter, ist eine völlige Wildniß, und man kann dort nur unter den härtesten Anstrengungen und Entbehrungen aushalten. Den ganzen Winter hindurch muß der Boden durch angezündete Feuer aufgethaut werden, ehe man an die Arbeit gehen kann, selbst an den einfachsten und gröbsten Nahrungsmitteln mangelt es, und nur die kräftigsten Naturen vermögen dort auszudauern. Von der Natur dieses Nordlandes gibt uns das Bild auf S. 372 eine anschauliche Vorstellung. Der langgestreckte Lynnkanal ist ein Meeresarm, den die von Süden kommenden Dampfer passiren müssen, welche Goldsucher bringen, die über den Weißen Paß nach Klondyke wollen. Von den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen steigt der Davidsongletscher bis zum Meer herab — ein großartiges Bild für den, der es nur vom Dampfer aus genießt. Man befürchtet, daß Noth, Mangel und Kälte in diesem Winter furchtbar unter den Goldsuchern aufräumen werden.

Ein Opfer der Pflicht.

(Mit Bild auf Seite 373.)

Wo im Hochgebirg Förster und Wilderer zusammentreffen, da geht es selten ohne harten Kampf ab. Meist steht da Leben gegen Leben, und wer am schnellsten die Büchse am Backen und die sicherste Hand hat, der bleibt Sieger. Den Anderen trägt man heim zu seiner Familie im Thal, kalt und

bleich, oder doch schwer verwundet. Solch' ein Drama schildert uns lebendig unser Bild auf S. 373. Diesmal hat's den Förster getroffen, der als Opfer seiner Pflicht den Boden deckt, umheult von seinen Hunden, während der Wilderer, der den tödtlichen Schuß abgegeben hat, mit der erlegten Gemse auf dem Rücken davonschleicht.

Im Kampfe mit Kannibalen.

Erzählung von **J. O. Hansen.**

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1860 fuhr ich als zweiter Steuermann eines guten Seglers von Honolulu auf den Sandwichinseln nach Sydney in Neu-Südwales. Wir hatten eine gute Reise durch das polynesische Inselgewirre, bis wir bei der südöstlich von Neu-Guinea weithin sich erstreckenden Gruppe der Louisiaden anlangten, wo mehrwöchentliche Windstille es veranlaßte, daß unser Trinkwasser auf die Neige ging. Wir mußten nothwendig auf irgend einer Insel unsere Fässer füllen.

Das war freilich in dieser Meeresgegend ein bedenkliches Wagniß, denn bei den Seeleuten stehen die wilden Eingeborenen des Louisiadenarchipels in dem bösen Rufe, die blutdürstigsten Kannibalen der Südsee zu sein.

Wir befanden uns nahe bei einem Eiland dieser in landschaftlicher Beziehung wunderbar schönen Inselgruppe. Ein Korallenriff umgibt dasselbe; doch ist in diesem Riff, wie gewöhnlich, eine zur bequemen Einfahrt geeignete Lücke der Stelle gegenüber, wo ein klarer Bach mündet. Schlanke Kokospalmen ragten am Strande empor, dahinter bewaldete und bebuschte grüne Hügel. Der sanfte Westwind — denn es machte sich eben jetzt nach lange anhaltender Windstille eine leichte Brise bemerkbar, und wir wären, dieselbe benutzend, gerne sogleich weiter gesteuert, hätten wir nur das so dringend nöthige frische Wasser an Bord gehabt — hauchte würzige Blumen- und Orangeblüthendüfte zu uns herüber.

Wir ließen das große Boot in See und beluden es mit fünf leeren Wasserfässern. Dann

Die neuentdeckten Goldlager am Klondyke (Nordamerika): Der Lynnkanal. (S. 371)

nahm ich das Steuer, und die sechs Matrosen ruderten das Boot durch die Einfahrt des ringförmigen Korallenriffs nach dem Eiland, der Mündung des Baches zu.

Dieser Bach war so seicht, daß unser Boot ihn nicht befahren konnte. In der Mündung selbst war das Wasser brackig und selbstverständlich nicht zu gebrauchen. Deshalb rollten wir die Fässer hundert Schritte weit am Bachufer hinauf.

Ich hatte eine Glasflasche mitgenommen, mit der ich Wasser schöpfte, das ich sogleich mit Wonne trank. Auch meine sechs Begleiter labten sich gehörig mittelst der Schöpfeimer. Dann füllten wir die fünf Fässer. Drei davon hatten wir glücklich an den Strand gerollt und in's Boot geschafft, so auch die Schöpfeimer. Nun gingen wir zurück, um das vierte Faß zu holen.

Da hallte plötzlich vom Schiffe her als Warnungssignal ein Flintenschuß. Bestürzt sah ich mich um, indem ich gerade die Glasflasche aufhob.

Ein markerschütterndes Geheul erscholl. Achtzig Schritte von uns wurde es in den Büschen lebendig. Ein zahlreicher Schwarm Eingeborener kam zum Vorschein. Es waren fast nackte, rußfarbige, beinahe schwarze Wilde von der Papuarasse, mit platten Nasen und krausen Haaren.

Als Waffen schwangen sie drohend Steinbeile, hölzerne Keulen, lange Stoßspeere und kurze Wurfspeere.

„In's Boot!" schrie ich. „Laßt die beiden Fässer im Stich! Vorwärts, Leute!"

Wir rannten, so rasch wir konnten, nach der Stelle, wo unser Boot lag. Pflichtgemäß war ich der Letzte.

Aber unsere Verfolger waren hurtiger im Laufen, als wir. Sie näherten sich uns in gewaltigen Sätzen mit fürchterlichem Kriegsgeheul. Allen voraus war ein riesenhafter Bursche, ein herkulischer Kerl von besonders gräßlichem Aussehen. In der einen Hand schwang er eine Keule, in der anderen hielt er einen Wurfspeer.

Ich hatte noch immer die Glasflasche in der linken Hand, indem ich vorwärts rannte. Plötzlich, als er etwa auf fünfzehn Schritte mir nahe gekommen, schleuderte der Wilde den Wurf-

Ein Opfer der Pflicht. Nach einem Gemälde von C. Reichert. (S. 371)

speer und durchbohrte mir damit den linken Arm. Natürlich ließ ich die Glasflasche fallen. Dieselbe zersplitterte auf einem Stein. Der herkulische Wilde stieß ein gellendes Triumphgeschrei aus und schwang wie ein Wüthender die Keule, um mich zu erschlagen. Noch drei Sprünge, und er mußte bei mir sein.

Aber da sprang er mit dem einen nackten Fuß gerade auf das mit scharfen Splitterspitzen emporstehende größte Glasbruchstück des unteren Theils meiner zerbrochenen Flasche.

Ein Schmerzensgebrüll stieß er aus und hüpfte wie ein Besessener umher mit dem einen Bein und dem blutenden Fuß in der Luft.

Diesem Zufalle verdankten wir zweifellos unsere Rettung. Denn die anderen Verfolger, welche nach einigen Augenblicken bei dem Verwundeten ankamen, blieben überrascht bei ihm stehen, da sein tolles Gebahren ihnen auffiel und sie nicht recht zu begreifen vermochten, was ihm denn eigentlich passirt sei.

Die paar Sekunden verschafften uns genügenden Vorsprung. Wir gelangten an's Ufer, sprangen in's Boot und ruderten mit gewaltiger Anstrengung von der gefährlichen Insel ab. Jetzt erst rannten die anderen Wilden herbei und schleuderten mit Wuthgeheul noch einige Wurfspeere, die uns aber nicht trafen.

Wir erreichten das Schiff. Die drei vollen Wasserfässer wurden an Bord geschafft. Damit war ja auch uns vorläufig aus der größten Noth geholfen.

Die durch den Speerwurf veranlaßte Verletzung meines linken Armes war nur eine Fleischwunde, die bald heilte.

Die Brise nahm zu. Wir setzten alle Segel und steuerten nach Süden. Bald kam uns das Kannibaleneiland außer Sicht. Wohlbehalten erreichten wir nach einiger Zeit Sydney. —

Drei Jahre später befand ich mich auf Tahiti und lebte in der Hauptstadt Papeete. Mit meinem Kapitän hatte ich mich nämlich überworfen und war deshalb vom Schiff gegangen. Auch war ich ernstlich krank gewesen und wollte mich in dem wunderschönen milden Klima Tahitis erholen. Mit Geld war ich reichlich versehen, denn meine Ersparnisse beliefen sich auf ungefähr dreitausend Mark.

Nach einem Vierteljahre aber, und nachdem meine Gesundheit neu gekräftigt war, wurde mir der Aufenthalt allgemach zu langweilig. Ist man an Thätigkeit gewöhnt, so hält man selbst in einem Paradiese das Müßigsein nicht lange aus.

Auf Tahiti treiben sich gewöhnlich einige Seeleute umher, dem ungewohnten süßen Nichtsthun ergeben, bis Geldmangel sie zwingt, sich nach neuem Verdienst zu bemühen. Ich lernte da einen Mr. Yves kennen, der erster Steuermann eines englischen Schiffes gewesen war, und jetzt auch so herumbummelte wie ich. Ihm sagte ich einst in einer Schänke, wo wir uns trafen, daß nach meiner Ansicht Müßiggang aller Laster Anfang sei, weshalb ich baldigst wieder zu Schiffe wolle.

„Mir geht's gerade so," versetzte Yves. „Auch ich will wieder hinaus, aber diesmal auf eigene Rechnung, sowie für Rechnung Derjenigen, welche sich mir anschließen wollen."

„Was habt Ihr für einen Plan?" fragte ich.

Er nahm aus seinem Halstuch eine goldene Tuchnadel mit kunstvoll gefaßter sehr schöner Perle und zeigte sie mir. Dann zog er eine Tabaksdose aus der Tasche, die er mir ebenfalls zeigte. Sehr schön war sie mit schillerndem und opalisirendem Perlmutter ausgelegt.

„Diese Perle und diese Perlmutterpracht sind der letzte Rest eines hübschen Schatzes, den ich einst besaß," erklärte er. „Aber ich weiß, wo noch mehr davon zu holen ist, denn ich kenne eine reiche Perlmuschelbank in einer nur äußerst selten von Schiffen besuchten Meeresgegend Polynesiens."

„Und dahin wollt Ihr?"

„Jawohl."

„Alle Wetter, die Idee ist recht verführerisch!"

„Hättet Ihr Lust, daran Theil zu nehmen? Ich bin der Kapitän; Ihr würdet der Steuermann sein."

„Ich habe wahrhaftig große Lust!" rief ich.

„Könnt Ihr fünfhundert Dollars in dies voraussichtlich sehr vortheilhafte Geschäft stecken?"

„Ja, das kann ich, so viel habe ich gerade noch. Aber zuvor möchte ich doch erst Genaueres erfahren."

„Es handelt sich um eine Fahrt nach der Laughlangruppe," sagte er.

„Habe in meinem Leben niemals davon gehört," bemerkte ich.

„Will's wohl glauben! Diese acht kleinen Eilande, die eine ringförmige Gruppe bilden, sind sehr wenig bekannt, denn Schiffe werden nur selten nach jener gefährlichen, von Korallenriffen erfüllten See verschlagen. Den Namen haben die Inseln vom Kapitän Laughlan, der sie im Jahre 1812 zuerst entdeckte."

„Wo befindet sich die Inselgruppe?"

„Südlich von den Salomonsinseln und nördlich vom Louisiadenarchipel."

„Teufel, da ist's gefährlich! Bei einem Zusammentreffen mit Kannibalen auf einer Insel der Louisiaden hätte ich vor drei Jahren beinahe mein bischen Leben verloren."

„Seid ohne Sorge! Die Laughlangruppe ist noch ungefähr hundertfünfzig Seemeilen von den Louisiaden entfernt, und die Kannibalen kommen mit ihren Kähnen nicht dorthin; sie kennen die acht kleinen Inseln wohl gar nicht. Schurkische Papuas leben dort nicht. Ueberhaupt sind nur zwei Inselchen bewohnt von etwa dreihundert Polynesiern der hellfarbigeren Rasse, die ebenso sanft und heiter sind wie die Tahitier."

„Dort ist also die Perlmuschelbank?"

„Ja, bei der einen Insel, etwa vier bis sechs Faden tief."

„Sind da viele Haifische?"

„Daran fehlt's natürlich nicht."

„Dann können wir unmöglich selbst dort tauchen."

„Gewiß nicht! Das werden meine Freunde, die wackeren Insulaner, besorgen, die so gewandte Schwimmer und Taucher sind, wie die Tahitier, und sich vor den Haifischen nicht sonderlich fürchten, denn sie verstehen es, diesen Ungeheuern rechtzeitig zu entwischen, oder sie gar zu besiegen. Perlen und Perlmutterschalen haben sie auch wohl vorräthig. Wir werden genug davon eintauschen können für billigen Tand."

„Könnt Ihr Euch mit den Insulanern verständigen?"

„Sehr gut, denn ich erlernte während meines Aufenthalts bei ihnen einigermaßen ihre Sprache. Ich habe ja zehn Monate lang bei ihnen gelebt, und zwar mit dem alten Jack Cool, der unser Schiffskoch war und der nun hier in Papeete ein Geschäft betreibt, das aber nicht recht gedeihen will. Er hat deshalb auch die Absicht, mich zu begleiten."

Darnach berichtete er mir die Geschichte des Schiffbruchs, welcher es veranlaßt hatte, daß er jene entlegenen Eilande so genau kennen gelernt. Auf einem Korallenriff war im Sturme das Fahrzeug gescheitert und von der Brandung zertrümmert worden. Die Mannschaft hatte sich mit den Booten zu retten versucht, aber nur wenig Trinkwasser und Proviant in der Eile mitnehmen können. Zwei Boote verschollen ganz; man hörte nie wieder davon. Das dritte trieb nach langer Irrfahrt bei den Laughlaninseln an. Von den darin Befindlichen waren nur noch Yves und Cool am Leben; die Anderen hatten den Qualen des Durstes und des Hungers erliegen müssen. Hilfreich hatten die gutherzigen Insulaner die beiden völlig Erschöpften aufgenommen und gepflegt, zehn Monate lang, bis ein französisches Schiff vorbeisteuerte. Mit ihrem Boote waren die Beiden dann hinausgefahren und glücklich an Bord des Schiffes gelangt, dessen Kapitän ihnen die Mitfahrt erlaubte. Jeder von ihnen hatte einige schöne Perlen und einen kleinen Vorrath Perlmutter von den Insulanern geschenkt erhalten.

Ich überlegte nicht lange, der Vorschlag gefiel mir so außerordentlich, daß ich mich bereit erklärte zur Theilnahme an der abenteuerlichen Fahrt.

Darauf gingen wir nach dem Häuschen, wo Jack Cool zur Miethe wohnte. Dieser grauhaarige, bald sechzigjährige Mann war ein komischer Kauz. Sein Geschäft bestand in der Anfertigung von Fruchtsäften. Auf einer Auktion hatte er Gelegenheit gehabt, sehr billig fünfzehnhundert leere Flaschen zu kaufen, welche er dann mit Orangen-, Citronen- und anderen Säften füllte. Unglücklicherweise fand er keinen genügenden Absatz für seine Fabrikate. Hätte er mit Rum gehandelt, wäre das Geschäft wohl besser gegangen, das meinte er selbst wehmüthig.

Yves bewog dann noch ohne besondere Schwierigkeiten sechs auf Tahiti herumlungernde tüchtige Matrosen zur Theilnahme an der Fahrt, gegen entsprechenden Antheil am Gewinn.

Ein geeignetes Fahrzeug fanden wir auch bald. Es lag da ein ausrangierter kleiner Missionsschooner seit lange vertaut und unbenützt im Hafen von Papeete. Die Missionare benutzten nämlich seit etlichen Jahren hübsche kleine Dampfer für ihre Fahrten. Der alte Schooner von etwa hundertzwanzig Tonnen, ehemals ein berühmter Schnellsegler, war, weil gekupfert, bisher ziemlich von den Bohrwürmern verschont geblieben und noch seetüchtig. Für einen wahren Spottpreis erwarben Yves und ich das Fahrzeug, welches wir „Perle" tauften.

Wir kauften auch die nöthigen Kompasse, Seekarten und nautischen Instrumente. Zwei schöne goldene Chronometer besaßen wir schon, nämlich Yves den einen und ich den anderen.

Dann kauften wir uns für den Tauschhandel allerlei Tand, Glasperlenschmuck, kleine Spiegel und dergleichen, sowie auch nützliche Sachen, als Beile, Hämmer, Nägel, Angelhaken und Schnüre, kleine Fischernetze u. s. w.

Wir versahen den Schooner mit Proviant und allem sonst Nöthigen. Dabei half uns Jack Cool. Zu unserem Erstaunen brachte der Alte, wohl verpackt in mit Heu gefütterten Körben, auch seinen Fruchtsäftevorrath an Bord. Es waren etwa vierzehnhundert Flaschen. Wir lachten darüber. Er aber meinte listig lächelnd, da die Leute in Papeete seine Fabrikate nicht kaufen wollten, so würden vielleicht die freundlichen Wilden der Laughlaninseln daran Geschmack finden.

Mit günstigem Winde segelten wir vorwärts.

Obgleich unser kleiner Schooner ein ausgezeichneter Schnellsegler war, hatten wir doch eine ziemlich lange Fahrt. In reichlich neun Wochen durchsteuerten wir einen großen Theil des ungeheuren polynesischen Inselgewirres. Endlich gelangten wir nach glücklichem Durchkreuzen zahlreicher gefährlicher Korallenriffe wohlbehalten bei der Laughlangruppe an.

Es sind liebliche kleine Eilande mit vielen Kokospalmen und Brodfruchtbäumen. Auch kann man da Massen von Orangen und anderen herrlichen Früchten pflücken. Das Meer ringsum wimmelt von Fischen, Austern und anderen Schalthieren, Schildkröten kriechen am Strande umher, und zahllose Vögel nisten auf den benachbarten Klippen.

Yves und Jack Cool wurden von ihren polynesischen Freunden mit Jubel empfangen, besonders als die Insulaner erfuhren, daß wir eine Menge guter Sachen für sie an Bord hätten Diese Wilden waren gutherzige, heitere und

liebenswürdige Leute. Sie wohnten in luftigen Rohrhütten. Ihre Hauptbeschäftigung war Fischfang.

Viele Perlmutterschalen hatten sie vorräthig und schöne Perlen, wenn auch meistens nur kleine, denn große und besonders kostbare werden ebenso selten hier wie anderwärts gefunden.

Der Tauschhandel, welchen wir nun emsig betrieben, erwies sich als äußerst vortheilhaft für uns. Nur Jack Cool konnte seine Fruchtsäfte auch hier nicht ausverkaufen. Die Insulaner hatten Orangen und andere süße Früchte in größter Fülle und fragten also nicht viel nach seinen Fabrikaten. Etwa hundert Flaschen brachte er an den Mann, oder vielmehr an die Kinder, welche auch nach Perlmuscheln tauchten.

Desto mehr sprachen wir selber den kühlenden Fruchtsäften zu, die in dem heißen Klima wirklich für uns angenehme Erfrischungen bildeten.

Zwei Monate ankerten wir bei den Inseln. Während dieser Zeit tauchten die Insulaner fleißig für uns nach Perlmuscheln und brachten deren viele für uns herauf. Trotz der Haifische ereignete sich doch kein Unfall dabei. Als wir nachgerade genug Perlmutter und Perlen zu haben glaubten, rüsteten wir uns vergnügt zur Abfahrt und nahmen herzlichen Abschied von den wackeren Bewohnern der Laughlaninseln.

Jack Cool hatte einige hundert leere Flaschen in einem Verschlag auf Deck verstaut; die anderen noch vollen Flaschen waren unten im Raum, denn an Platz dafür fehlte es nicht.

Der nächste gute Markt, den wir aufsuchen wollten, um unsere werthvolle Ladung zu verkaufen, war Sydney. Dort wollte dann auch Cool seine leeren und vollen Flaschen um jeden Preis losschlagen.

Auf dieser Fahrt nach Süden mußten wir am Louisiadenarchipel vorbeisegeln, und zwar an der östlichsten Kannibaleninsel desselben, nämlich dem berüchtigten Rosseleiland.

Bereits nach einigen Tagen erreichten wir die Louisiaden und wurden dort unglücklicherweise von einer der in diesen Breiten so häufigen Windstillen befallen. Kein Lufthauch war zu spüren. Die Segel hingen schlaff und klappten an den Mast. Der Tag neigte sich gegen Abend. Aus einigen Anzeichen hofften wir, daß sich bald eine Brise bemerkbar machen würde. Sonst mußten wir befürchten, hier in das schlimmste Ungemach zu gerathen. Denn eine Meeresströmung trieb uns langsam dem Rosseleiland zu. Immer deutlicher und besorgnißerregender erschien die Kannibaleninsel vor unseren Blicken.

Dieselbe ist ziemlich groß, zwölf deutsche Meilen im Durchmesser, und sehr bevölkert. Im Inneren ragt ein Berg bis zu dreitausend Fuß Höhe empor.

Durch unsere Ferngläser spähten Yves und ich nach dem Eiland hinüber. Da sahen wir, wie am Strande Hunderte von bewaffneten Wilden in emsiger Geschäftigkeit sich umherbewegten. Es waren rußfarbige, häßliche Papuakannibalen von derselben Art, wie ich solche schon einmal gesehen, als ich ihnen mit genauer Noth auf der anderen Louisiadeninsel entrann. Große Kähne lagen am Ufer, welche sie zu einem Kriegszug in Bereitschaft zu setzen sich bemühten.

Keinem Zweifel konnte es unterliegen: auf uns war es abgesehen. Unser kleiner Schooner, augenblicklich hilflos in der Meeresströmung treibend, mochte ihnen als eine leicht zu erlangende Beute erscheinen.

An Schußwaffen hatten wir nur einen Revolver und zwei alte Flinten an Bord, die sorgsam geladen wurden.

„Ich fürchte, wir werden durch etliche gutgezielte Schüsse die Schufte nicht hinreichend einschüchtern und uns vom Leibe halten können," meinte Yves. „Die schwarzen Mordkerle werden an Bord kommen, denn sie können ohne Schwierigkeit von ihren Kähnen aus den kleinen Schooner entern. Käme doch nur, bevor sie uns angreifen, die Abendbrise, welche wir erhoffen! Dann wäre uns das Entkommen möglich."

Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke. Ich war ja schon einmal in ähnlicher Noth durch einen großen Glassplitter gerettet worden. Vielleicht könnten uns diesmal Tausende von Glassplittern vor dem schrecklichen Verhängniß bewahren, von den blutdürstigen Kanibalen ermordet und gefressen zu werden.

„Schafft schnell Jack Cool's Flaschen herbei und zerschlagt sie in Bruchstücke!" rief ich. „Hurtig! Wir streuen die Glasstücke ringsum an der Regeling entlang. Kommen die schwarzen Unholde dann an Bord und springen über die Regeling, so gerathen sie sofort in die Glassplitter und verwunden sich dabei die nackten Füße derartig, daß sie so ziemlich kampfunfähig sind."

„Bravo!" schrie Yves. „Das ist wirklich eine äußerst praktische Idee! Wer hätte das wohl gedacht, Jack Cool? Nun gereicht uns Deine verunglückte Fruchtsaftspekulation noch zum Heil und Segen!"

Die Flaschen wurden herbeigeschafft, sowohl die vollen wie die leeren. Wir zertrümmerten sie und ordneten die Bruchstücke zu beiden Seiten längs der Regeling, so daß in der Mitte nur Raum für unsere Bewegungen blieb. Am gefährlichsten sahen die Bodenstücke der zerschlagenen Flaschen aus mit ihren aufrecht stehenden Splitterspitzen.

Wir arbeiteten Alle sehr angestrengt an dieser Vertheidigungsmaßregel und wurden bald damit fertig. Dabei unterließen Yves und ich es selbstverständlich nicht, das Treiben der Feinde sorgsam zu beobachten.

Der Schooner trieb langsam immer näher zur Insel hin.

Jetzt ruderten die blutdürstigen Papuas heran. In jedem der neun Fahrzeuge befanden sich etwa zwanzig Wilde, die von Zeit zu Zeit ein wüthendes Kriegsgeheul ausstießen. Die Kähne umzingelten uns. Im Westen ging eben rothglühend die Sonne unter.

„Richtig, sie wollen den Schooner entern," sagte Yves. „Nun, nur Muth und Entschlossenheit! Mir schien's, ich spürte eben schon einen leisen Luftzug. Hoffentlich kommt eine Brise uns zu Hilfe!"

Ich hatte den Revolver, Zweien von der Mannschaft waren die Flinten anvertraut. Wir schossen auf den Kahn, der uns am nächsten war, und tödteten oder verwundeten auch einige Wilde. Doch ließen die Anderen sich dadurch in ihrem Vorhaben nicht irre machen. Immer näher heran kamen sie und warfen ihre Wurfspeere. Wir duckten uns rechtzeitig und wurden nicht getroffen, da wir Schutz hinter der Regeling hatten.

Bevor wir wieder die Schußwaffen laden konnten, waren sie dicht bei uns und enterten den Schooner. Etwa vierzig Kannibalen sprangen ungestüm zu uns an Bord und in blinder Wuth in die Glassplitter hinein, sich die Füße daran so gräßlich verwundend, daß sie nicht mehr zu stehen vermochten. Ihr Kriegsgeheul wandelte sich in Schmerzensgebrüll. Sie stürzten hin und wälzten sich wie Wahnsinnige auf den Glassplittern, ihre Wunden dadurch noch vermehrend. Die Steinbeile, Keulen und Speere waren ihren Händen entfallen. Ihr Blut vermischte sich auf dem Verdeck mit den Resten von Jack Cool's Fruchtsäften, denn wir hatten vorhin in der Eile den Inhalt der Flaschen vor deren Zertrümmerung nicht besonders sorgsam in's Meer gießen können.

Die anderen Schwarzen, die der ersten Schaar alsbald folgen wollten, erspähten rechtzeitig, ehe sie noch über die Regeling kamen, was geschehen, und sie sprangen entsetzt zurück in ihre Kähne, denn sie mußten an Zauberei glauben. Wir gewannen einige Minuten Zeit, die wir dazu benutzten, einige der verwundeten blutenden Kannibalen, welche sich nicht zur Wehre zu setzen vermochten, über Bord zu werfen. Andere versuchten es freilich, sich zu wehren, aber ohne Erfolg, da sie sich nicht aufrecht erhalten konnten, sondern immer wieder vor Schmerzen zusammenbrachen.

„Jetzt kommt die Brise!" rief Yves. „Hurrah! Nun ist die Noth gleich zu Ende!"

Er hatte Recht. Zuerst nur ganz wenig, dann immer mehr schwellte der Wind unsere Segel, und wir glitten zuerst langsam, dann immer rascher südwärts.

Die Kähne der Papuas folgten uns, so hastig sie gerudert werden konnten, aber nicht zu einem erneuten Angriff, den man nicht wagte. Die Wilden fischten nur ihre verwundeten Genossen auf, die wir nach und nach sämmtlich überwältigten und in's Meer warfen. Ihre Steinbeile, Holzkeulen und Speere, die auf Deck herumlagen, blieben unsere Beute. Um den Schrecken der Kannibalen noch zu mehren, mischten sich jetzt auch die Haifische darein. Wenigstens sahen wir einige dieser Ungeheuer. Ob sie aber etliche von den verwundeten Kannibalen wegschnappten, bevor diese in die Kähne gehoben werden konnten, blieb uns verborgen.

Bald ließen wir die Wilden weit hinter uns, und endlich kamen sie uns ganz aus Sicht.

Wohlbehalten erreichten wir Sydney.

Unsere Perlmutterschalen, die ebenso vortrefflich waren, wie die auf einigen Muschelbänken in der Torresstraße gefundenen, mit deren Ausbeutung siebenhundert im Dienste australischer Aktiengesellschaften befindliche polynesische und malayische Taucher sich beschäftigen, hatten einen Marktwerth von hundertdreißig Pfund Sterling für die Tonne. Auch unsere Perlen verkauften wir zu ansehnlichen Preisen, Perlmutter war aber die Hauptsache! Bei der schließlichen Theilung und Regulirung belief sich mein Reingewinn auf über achtundzwanzigtausend Mark, mit denen ich mich sofort nach Hamburg einschiffte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Turenne's Leichnam. — Nachdem der berühmte französische Feldmarschall Turenne 1674 auf schändliche Weise die deutsche Pfalz verwüstet hatte, wurde er im Juli des folgenden Jahres im Gefecht bei dem badischen Dorfe Sasbach erschossen. Ludwig's XIV. Betrübniß über den Verlust seines besten Generals war sehr groß. Er ließ die Leiche nach St. Denis schaffen, wo sie in den Königsgrüften feierlich beigesetzt wurde.

118 Jahre hatte die Leiche Turenne's in der Krypta von St. Denis ruhig in ihrem Sarge gelegen, da wurde diese Todtenruhe gestört durch die Schreckensmänner der großen Revolution, welche die bleiernen und kupfernen Särge gut gebrauchen konnten; die bleiernen, um daraus Musketenkugeln für die republikanischen Armeen zu gießen, die kupfernen, um sie zu Scheidemünzen ausprägen zu lassen, weil es an barem Gelde mangelte. Zu solchem Behufe kam Robespierre, begleitet von Hérault de Séchelles, selbst nach St. Denis, um die nöthigen Anweisungen zu ertheilen.

Sämmtliche Särge wurden in's Freie geschafft, wo auf dem Hofe vorsorglich eine große viereckige Grube gegraben worden war. Da hinein warf man die irdischen Ueberreste von 26 Königen, 17 Königinnen und 84 Prinzen und Prinzessinnen. Jedesmal wurde der Name vom Sargdeckel abgelesen und bei der Gelegenheit besonders das Andenken Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. mit den wildesten Verwünschungen überhäuft.

Auch die Leiche Heinrich's IV. wurde in die Grube zu den übrigen geworfen. Als man aber „Marschall Turenne!" schrie, da rief Robespierre gebieterisch: „Halt!" und nach einigem Besinnen sagte er: „Dieser da war ein ziemlich anständiger Bursche! Man verschone deshalb ihn und seinen Sarg!"

So geschah es. Von allen Särgen blieb nur der

Turenne's verschont. Derselbe wurde mit der darin befindlichen Leiche einstweilen bei Seite gesetzt, und später in den Sockel von Turenne's prachtvollem Denkmal eingemauert.

Wahrscheinlich hatte Robespierre in seinen Jugendjahren, als er sich mit dem Studium der französischen Geschichte beschäftigte, eine gewisse Vorliebe und Hochachtung für den berühmten Marschall und dessen Kriegsthaten empfunden, und dieser Umstand mochte Veranlassung sein, daß er dessen Leichnam und Sarg respektirte — nur diesen allein von allen.

Nachher wurden auch noch die Bleidächer von der Abteikirche und den anderen Gebäuden herabgerissen, um ebenfalls zu Flintenkugeln verarbeitet zu werden. Auch schlug man in vandalischer Wuth sämmtliche Fenster ein und vernichtete so viele alte herrliche Glasmalereien. Ueberhaupt wurde so viel ruinirt, als nur möglich. Nur die alten dicken Mauern blieben stehen, weil man aus Sparsamkeitsgründen nicht das nöthige Schießpulver daran wenden wollte, um sie auseinander zu sprengen. [F. L.]

Die älteste Bibliothek der Welt. — Als der englische Botschafter in Konstantinopel, Sir Austin Layard, 1850 im heutigen Kujundschik die Ruinen von Ninive untersuchte, gelangte er eines Tages in einen 27 Meter langen und 6 Meter breiten Saal, der einen halben Meter hoch mit Schriftzeichen enthaltenden Thontafeln bedeckt war. Die größten derselben maßen 23 Centimeter in der Länge und 12 Centimeter in der Breite. Die Tafeln waren verschiedenartig gefärbt: schwarz, grau, violett 2c. Die Schrift war sehr klein, manchmal so winzig, daß sie ohne Vergrößerungsglas nicht zu lesen war. Man glaubt daher, daß den Babyloniern die Vergrößerung von Gegenständen durch mit Wasser gefüllte Kugeln bekannt gewesen ist, oder daß sich Schreiber und Leser eines dichten Stoffes, der nur eine kleine, auf das Auge berechnete Oeffnung hatte, als Brille bedient haben. Mehrere Forscher haben in jenem Funde das assyrische Reichsarchiv und die thönerne Bibliothek Assurbanipal's (Sardanapal's), der von 660 bis 647 v. Chr. regierte, entdeckt. Die von den Arbeitern Layard's in dem Saale gesammelten Tafeln erreichen die Zahl von ungefähr zehntausend und rühren von Werken verschiedenen Inhalts her, als Grammatik, Geschichte, Recht, Mythologie, Naturgeschichte, Astronomie und Astrologie. Jedes Täfelchen war numerirt und bildete gewissermaßen das Blatt eines Buches, das aus der Vereinigung einer Folge von solchen Täfelchen bestand, die zweifelsohne in einem und demselben Fache der Bibliothek übereinander geschichtet lagen.

Die Tafeln wurden in London im Britischen Museum aufgestellt, eine geringe Anzahl ausgenommen, welche, durch untreue Arbeiter entwendet, später in verschiedenen öffentlichen und privaten Sammlungen Europas einen Platz fanden. Durch die Zusammenstellung von 80 Fragmenten dreier verschiedener Exemplare — die königliche Bibliothek zu Ninive besaß oft mehrere Exemplare ein und desselben Werkes — gelang es Smith, den größeren Theil einer aus 12 Tafeln bestehenden Urkunde wieder herzustellen. Sie enthält den Sintfluthbericht in Form einer Episode und ist eine umfangreiche Geschichte des Lebens und der Abenteuer einer Person, deren Name leider beständig durch ideographische Schriftzeichen angegeben ist, ein Umstand, der seine richtige Aussprache noch immer mit Dunkel umhüllt.

Die in London aufbewahrten Schrifttafeln wurden auf Befehl Assurbanipal's im 7. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung nach einem sehr alten Exemplar kopirt, das in Uruk (dem Erech des 10. Kapitels der Genesis und Orchoe der griechischen Geographen) vorhanden war. Erech war die „Stadt der Bücher" gewesen, die Stadt, in welcher die chaldäischen Könige des alten Reiches eine umfangreiche Bibliothek gegründet hatten. Die Abschreiber haben die Eintheilung der Blätter des ursprünglichen Dokumentes sorgfältig aufgezeichnet. Das Alter des Originals ist schwer zu bestimmen; doch es ist gewiß auf die Zeit des ersten chaldäischen Reiches, also wenigstens 17 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, zurückzuführen; es bestand also schon lange vor Moses, daher auch die Bibliothek zu Erech, welche somit die älteste der Welt ist. [Dr. A. B.]

Humoristisches.

Keine Verstellung.

Sie: Aber Seppl, stell' Di do nöt gar so dumm!

Er: Aber Kathl, i verstell' mi jo gar nöt!

Benutzte Gelegenheit.

Gläubiger (dringend): Heute muß ich aber unbedingt mein Geld haben, und wenn ich noch vier- oder fünfmal wiederkommen sollte!

Schuldner (krank im Bett liegend): Wissen Sie was, da kommen Sie alle zwei Stunden und erinnern mich gleichzeitig daran, daß ich Medizin einzunehmen habe.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 48.

Auflösung des Bilder-Räthsels „Der Ofen" in Nr. 46:

Man beginne links unten mit dem R und nehme, nach oben gehend, abwechselnd links und rechts einen Buchstaben. Man erhält: Reich und Arm mach ich warm.

Buchstaben-Räthsel.

Zuerst ein kleiner Fluß,
Flieg' fort ich ohne Fuß,
Und nimmst du noch 'nen Laut,
Musik mich nicht erbaut.

Ein weit'res Zeichen streich',
Gedrehtes werd' ich gleich;
Doch ohne Kopf nun gar
Im Lenz wie wunderbar!

Auflösung folgt in Nr. 48.

Auflösung des Diamant-Räthsels in Nr. 46:

J
H U T
W I L L E
K R E I S E L
S T R A U B I N G
J U L I U S S T U R M
S T A S S F U R T
P A N T H E R
T A U B E
E R Z
M

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.